wendung zum Katholizismus auch von Dauer. Hinzu kamen großzügige Toleranz und das ausgeprägte Bedürfnis, zwischen gegensätzlichen Standpunkten ausgleichend zu vermitteln. So war es für ihn, den gläubigen Protestanten, möglich, einem befreundeten katholischen Prälaten sechs Fastenpredigten für den kaiserlichen Hof in Wien auszuarbeiten (1834). Kerner selbst war von den Missionspredigten der Jesuiten so tief beeindruckt, daß er 1852 an einen Freund in München schrieb: «Wäre ich König in Württemberg, sie müßten mir in allen lutherischen Städten meines Landes predigen.» Ein ärgerliches Wort, das man allenfalls einem Dichter nachsehen konnte! Was andere Weltkluge abstieß, hat ihn gerade angezogen; wo jene vorsichtige Distanz für angemessen hielten, hat er die Begegnung gesucht. Wir können mit guten Gründen festhalten, daß die Wahl der katholischen Reichsstadt Schwäbisch Gmünd zum Schauplatz seiner Geigerlegende auch von daher zu verstehen ist. Nicht von ungefähr hatte Pfarrer Dillenius immer wieder über Kerners Heiligenglauben gespottet.

Dieses sinnenfrohe Fluidum der alten Reichsstadt hat Kerner eingefangen, verdichtet und personifiziert in Gestalt der hl. Cäcilia. Daß die geschichtlich schwer faßbare römische Märtyrin bis dahin zu Gmünd keinen engeren Bezug gehabt hat, ist sicher. Ein Kirchlein zur hl. Cäcilia hat es in Gmünd nie gegeben – ebensowenig wie jemals ein Kirchlein zur hl. Kümmernis. Zwar wird man nicht übersehen, daß es gewisse Übereinstimmungen gibt zwischen Cäcilienlegende und Kümmernislegende: die vornehme Herkunft, vor allem das Motiv der Gottesbraut und schließlich das Martyrium; ebenso auffallend aber sind die Unterschiede im einzelnen. Hagiographische Vergleiche aber waren für Kerners Wahl sicher nicht ausschlaggebend. Ihm ging es um die für das Gmünder Fluidum wie geschaffene hohe Patronin der Musik, als die Cäcilia seit einigen Jahrhunderten im Abendland verehrt wurde. Ihrer stets willkommenen Hilfe hat sich nun auch der Poet auf seine Weise versichert. Was am 3. September 1816 bei dem gemeinsamen Spaziergang und in den folgenden Wochen geschah, als sich Kerner an die dichterische Ausarbeitung seiner Legende machte, hatte Uhland früher einmal so umschrieben: «Für dich scheint mir die wahre Bearbeitung der Sagen die zu seyn: Spiel mit den Bildern, Verklärung in der magischen Laterne deiner Phantasie.» In der magischen Laterne von Kerners Phantasie also hat sich die freundliche Metamorphose vollzogen: die unansehnliche Raupe, die bärtige, strenge Kümmernis, hat sich verwandelt zum glänzenden Schmetterling, zur «sangesreichen», «melodisch rauschenden», «lächelnden» Cäcilia.

Eine überraschende und wohl auch recht denkwürdige Metamorphose – denkwürdig wenigstens für Gmünd, denn auf diese Weise ist die Stadt zu einer neuen Heiligen, vor allem aber zu *ihrem* Geiger gekommen.

Wanderungen in die Vergangenheit (3): *Wolfgang Irtenkauf* Römersiedlung und «Templerkloster» Mauer

Wenn man von Ditzingen über die Hochfläche der Ausläufer des Langen Feldes wandert oder – noch besser – von der nahen Nippenburg kommt, erweckt Hof Mauer – so seine amtliche Bezeichnung – den Eindruck einer kleinen, uneinnehmbaren Festung. Verstärkt wird diese Impression des Wanderers, der von der Höhe in die kleine Mulde mit den wenigen Häusern herunterschaut, noch durch das klotzige Lagerhaus, das im Westteil der kleinen Ansiedlung – wohl modernen landwirtschaftlichen Erfordernissen zuliebe – erstellt wurde. Wenn man in Sommertagen vor der Ernte hier spazierengeht, schweift das Auge über scheinbar uferlose Felder, die sich hier vor den Toren Münchingens hinziehen. Nicht minder beeindruckend sind die frühen Herbsttage, wenn die Äcker abgeerntet sind: das Gefühl landschaftlicher Weite am Abhang zum Glemstal ist dann noch stärker und nachhaltiger.

Mauer, das sagt der Name, hat mit Mauerresten zu tun. Siedlungskontinuität, d. h. eine gesicherte Abfolge von Herrschaftsverhältnissen, läßt sich hier mühelos ablesen: die römische Siedlung, die noch durch Bodenfunde anschaulich vorgeführt wird (Säule am Treppenaufgang des am weitesten östlich stehenden Hauses), ein Gut des Klosters Hirsau, das als «villula Mura» im Hirsauer Codex aufscheint, ein Versuch, eine eigene Markung und damit eine Loslösung von Münchingen zu erreichen, und schließlich eine Sage, die um dieses geschichtsträchtige Stück Land rankt: das «Templerkloster» Mauer.
Zeitweise haben die wenigen Einwohner von Mauer auch an eine kirchliche Selbständigkeit gedacht: Am 30. April 1496 – erstes auf den Tag genaues Datum – hat der Weihbischof der Diözese Konstanz, die bis an die Glems reichte, eine «Kirch» geweiht und dafür 3 Gulden verlangt. Seine Verpflegungskosten beliefen sich auf 1 Pfund 15 Schilling 6 Heller – Zeugnis württembergischer Spesen-Genauigkeit, die der Nachwelt gegenüber aufschreibenswert schien. Gar zwei Patrone hatten über die – inzwischen spurlos verschwundene – Kirche zu wachen: Nikolaus, den wir als Hirsauer Reform-Heiligen einstufen, und der mehr volkstümliche Veit. Dennoch lenkt auch dieser Heilige mit dem «Häfele» die Blicke zurück in die Vergangenheit, denn Veit war Patron der Pfalzgrafen von Tübingen, die das Land um die Glems bis 1318 besessen hatten; erst dann kam hier die Grafschaft Württemberg zum Zuge.
Römersiedlung – Klosterbesitz – Kirche: und dazu hin die Krönung, ein eigenes Kloster! Vielleicht noch eine kleinere weitere Steigerung: das Kloster gehörte den ominösen Templern, es war also kein «gewöhnliches». Der Templerorden, in der Stauferzeit gegründet und mit der Geschichte der Kreuzzüge eng verhaftet, wurde von Papst Clemens V. im Jahre 1312 aufgehoben. Das Ende war grausam: der letzte Großmeister der Templer wurde in Paris verbrannt, ein Ereignis, das als Auftakt für ein Templer-Pogrom in ganz Europa verstanden wurde. In der Volksüberlieferung spielt dieses Ende mit Schrecken eine große Rolle, denn hierin sah man die Folge der verwerflichen Lebensführung des Ordens, die nur durch den Tod zu sühnen war. Wir sehen: Historie entrückt weitab von den zentralen Schauplätzen ins Mysteriöse.
Schwierigkeiten hat man mit der Templer-Geschichte im Südwesten Deutschlands deshalb, weil rechtsrheinisch kaum Niederlassungen entstanden waren. Das bekannte und berühmte Templerhaus in Neckarelz hat sich längst als nicht dem Templerorden zugehörig erwiesen; auch die Sage von einem «Klösterle» oberhalb von Wiesensteig, gleichsam im Anblick des Reußensteins, hat keinen historischen Hintergrund.
Templersagen haben sich in der Volksüberlieferung vielfach an alte, nicht mehr zeitlich definierbare Mauerreste geknüpft. Mauer ist ein schönes Beispiel dafür. Für den Grundherrn Württemberg war die Feststellung, ob ein wahrer Kern hinter der Behauptung des Volkes stecke, sehr wichtig, denn dadurch ließ sich die Forderung nach einer eigenen Gemarkung für Mauer überhaupt erst bewerten. Das Zeugenverhör, das man im Jahre 1587 in Leonberg vornahm, sollte Klarheit schaffen. Alte Leute wurden gleichsam interviewt; sie erinnerten sich der guten, alten Zeit und wußten zu berichten, daß man eigene Markungssteine mit einem Kreuz darauf noch sehen könne.
Warum das Volk hier Templer vermutete? Die Antwort ist einfach. Die Römer waren für das christliche Mittelalter Heiden – die Templer nach der offiziellen kirchlichen Version ebenfalls. Solchen einstigen

Römerstellen haftete Spuk und Gespensterglaube an. Schatzgräber suchten nach Verborgenem und Vergessenem. Eine zweite Sagenwelle läßt sich mit dem Aufkommen der Freimaurer, die ja geistige Beziehungen zu den Templern postulierten, gegen Ende des 18. Jahrhunderts erkennen; sie kommt allerdings für Mauer nicht mehr in Betracht.
Wer nach Mauer gelangen will, kann dies mit dem Auto leicht bewerkstelligen: die Straße Münchingen–Schöckingen führt unmittelbar daran vorbei. Schöner ist es, nach dort zu wandern, sei es von Ditzingen aus über den Maurener Berg, sei es von der Nippenburg her über die Hochfläche.
Auf längere Wanderungen «geeichte» Wanderer nehmen Mauer vom Glemstal aus mit, wobei der Abstecher vom Albvereinswanderweg eine willkommene Befreiung von oft recht stickiger Abwasserluft bedeutet.

Eine Pestepidemie in der Herrschaft Hohenlohe-Langenburg

Gerhard Taddey

Der Dreißigjährige Krieg, von dem der deutsche Südwesten vor allem nach dem Scheinfrieden von 1629 nicht verschont blieb, kostete ungezählten Einwohnern das Leben. Der Tod kam im Getümmel der Schlachten, in Überfällen marodierender Söldner aller Parteien, in Hunger und Entbehrung. Für die nicht am Kriegshandwerk direkt Beteiligten kam er vor allem als verheerende Seuche, die nur teilweise zu Recht als Pest bezeichnet wird. Die Kirchenbücher nennen erschreckende Verlustziffern in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Über die nackten Zahlen hinaus wird dort in aller Regel wenig über die Leiden der Menschen und ihre Existenz im Angesicht des von allen Seiten drohenden Sensenmannes berichtet.
Fast ist es ein Zufall, daß in einem unscheinbaren unverzeichneten Faszikel des Langenburger Archivs Schriftzeugnisse erhalten geblieben sind, die eine Ahnung von diesen schrecklichen Zeiten vermitteln können – Zeiten, vor denen uns eine hoch-, vielleicht schon zu hoch entwickelte medizinische und technische Erfahrung kombiniert mit Organisations- und Verwaltungserfahrung schützen kann, wie wir wohl alle hoffen.
Am Matthäustag 1633 schrieb der Pfarrer Drechsler aus Bächlingen seinem lieben Gevatter, dem Stadtvogt Johann Hohebuch zu Langenburg, einen hastigen Brief. Er wollte in Eile berichten, daß der gestrigen Tags abgegangene gnädige Befehl bei den Nesselbachern *ganz nichts operiert*. Sie hätten sich nicht nur unter die anderen in der Kirche gemengt und ihre üblichen Sitze eingenommen, sondern selbst aus drei infizierten Häusern seien Leute in der Kirche gewesen. Neue Ansteckungen seien nicht bekannt, *Gott wende solche Plag von ihnen gnädig ab und helfe den Infizierten*.
Was war geschehen?
Am 19. August 1633 ging von der Regierung Langenburg ein Befehl an sämtliche Amtsdiener, Maßnahmen gegen eine sich ausbreitende Seuche zu treffen, Wachen aufzustellen, keine Fremden zu beherbergen und alle erdenkliche Vorsicht walten zu lassen. Anlaß war der Bericht des Döttinger Vogtes, der sich über die Unvernunft seiner Amtsuntertanen beklagte. Sie gingen heimlich in die infizierten Häuser, *stecken einander an und verhebens hernacher, bis sie bald die Leich aus dem Haus tragen müssen, dadurch es dann je langer je weiter einreißet und bereits in das fünfte Haus kommen*. Kinder sahen es als ihre Christenpflicht an, den Eltern in der Not beizustehen und umgekehrt. Der Amtmann selbst bat darum, seine Familie auf das abgelegene Schloß Tierberg bringen zu dürfen, falls die Seuche sich weiter ausbreitete. Angst machte sich unter den Gesunden breit.
Die Seuche war etwa gleichzeitig auch in Nesselbach ausgebrochen, und es war nur logisch, daß man diesen Ort isolieren wollte. Alle Maßnahmen trafen jedoch auf den Unverstand der Untertanen, die nicht merkten, nicht merken wollten, welches Risiko sie eingingen. Sie empfanden die angeordnete Wachpflicht als eine neue Belastung. Die Bächlinger erlaubten etwa zwei Nesselbachern, in die Mühle zu gehen. Des Steinbauern *Mädlin so mit der Krankheit inficiert und am Fuß damit behaftet sein soll*, lief frei herum. Die Bächlinger Metzger holten Schafe aus Nesselbach und verkauften sie in Langenburg. Die Angst breitete sich trotzdem weiter aus. Die Leute drängten zur Kirche, mehr als in gesunden Tagen. So schlug Pfarrer Drechsler vor, die Sonntags- und Freitagspredigt ausfallen zu lassen: *und ist genug, wenn sie nur den Leichenpredigten fleißig beiwohnen, deren sie bishero wöchentlich etliche hören können*.
Über die Art der Erkrankung war nichts zu ermitteln, denn direkte medizinische Ratschläge wurden nicht erteilt. Mit großer Wahrscheinlichkeit handelte